



Cath Crowley

DAS TIEFE BLAU DER WORTE

CARLSEN

Carlsen-Newsletter: Tolle Lesetipps kostenlos per E-Mail!
Unsere Bücher gibt es überall im Buchhandel und auf carlsen.de.

Alle Rechte vorbehalten.

Sämtliche Inhalte dieses E-Books sind urheberrechtlich geschützt. Der Käufer erwirbt lediglich eine Lizenz für den persönlichen Gebrauch auf eigenen Endgeräten.

Urheberrechtsverstöße schaden den Autoren und ihren Werken. Die Weiterverbreitung, Vervielfältigung oder öffentliche Wiedergabe ist ausdrücklich untersagt und kann zivil- und/oder strafrechtliche Folgen haben.

In diesem E-Book befinden sich eventuell Verlinkungen zu Webseiten Dritter. Bitte haben Sie Verständnis dafür, dass sich die Carlsen Verlag GmbH die Inhalte Dritter nicht zu eigen macht, für die Inhalte nicht verantwortlich ist und keine Haftung übernimmt.

Zitat auf Seite 8 aus: David Foster Wallace, *Der bleiche König*, übersetzt von Ulrich Blumenbach. Verlag Kiepenheuer & Witsch GmbH & Co. KG, Köln 2013. Mit freundlicher Genehmigung von Andrew Nurnberg Associates Limited, London.

Zitat auf den Seiten 120 und 282 aus: Charles Dickens, *Große Erwartungen*, übersetzt von Melanie Walz. Carl Hanser Verlag GmbH & Co. KG, München 2011. Mit freundlicher Genehmigung des Verlages.

Alle deutschen Rechte bei Carlsen Verlag GmbH, Hamburg 2018

Originalcopyright © 2016 by Cath Crowley

Originalverlag: Pan Macmillan Australia Pty Ltd, Sydney

Originaltitel: Words in Deep Blue

Umschlagfotografie © Lilly Basic/MISS BOOKCOVER

Umschlaggestaltung und -typografie: formlabor

Aus dem Englischen von Claudia Feldmann

Lektorat: Franziska Leuchtenberger

Satz und E-Book-Umsetzung: Dörlemann Satz, Lemförde

Herstellung & Innenlayout: Björn Liebchen

ISBN: 978-3-646-92946-1

Für Michael Crowley und Michael Kitson, in Liebe

Ein Buch muss die Axt sein für das gefrorene Meer in uns.

KAFKA

Der bleiche König

von David Foster Wallace

Markierung auf Seite 585

Jede Liebesgeschichte ist eine Geistergeschichte.

Gesammelte Gedichte

von T. S. Eliot

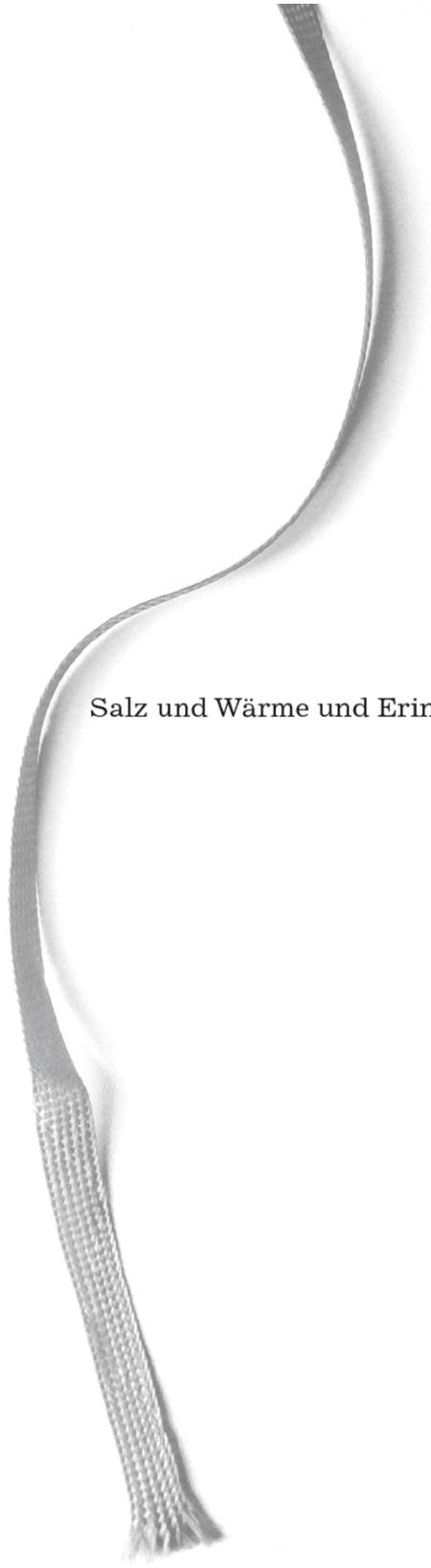
Brief zwischen Seite 4 und 5

12. Dezember 2012

Lieber Henry,

ich lege diesen Brief zwischen die Seiten mit »J. Alfred Prufrocks Liebesgesang«, weil du das Gedicht liebst und weil ich dich liebe. Ich weiß, du bist mit Amy zusammen, aber scheiß drauf– sie liebt dich nicht, Henry. Sie liebt sich selbst, und zwar ziemlich. Ich liebe es, dass du liest. Ich liebe es, dass du gebrauchte Bücher liebst. Ich liebe so ziemlich alles an dir, und ich kenne dich jetzt zehn Jahre, das will also schon was heißen. Morgen fahre ich. Bitte ruf mich an, wenn du das hier liest, egal wie spät es ist.

Rachel



Salz und Wärme und Erinnerung

RACHEL

Um Mitternacht öffne ich die Augen, geweckt vom Rauschen des Meeres und vom Atmen meines Bruders. Es ist zehn Monate her, dass Cal ertrunken ist, aber die Träume fliehen immer noch davor.

In den Träumen bin ich ohne Angst, ein Teil des Meeres. Ich atme unter Wasser, die Augen offen, ohne Brennen vom Salz. Ich sehe Fische, einen Schwarm silberbäuchiger Monde, die unter mir flirren. Cal erscheint, bereit sie zu identifizieren, aber es sind keine Fische, die wir kennen. »Hering«, sagt er, und seine Worte kommen in Blasen heraus, die ich hören kann. Aber die Fische sind keine Heringe. Auch keine Brassens oder irgendeine von den anderen Arten, die wir vorschlagen. Sie sind pures Silber. »Eine unbekannte Art«, sagen wir und schauen zu, wie sie uns umschließen und wieder freigeben. Das Wasser hat die Textur von Trauer: Salz und Wärme und Erinnerung.

Cal ist in meinem Zimmer, als ich aufwache. Milchweiß in der Dunkelheit, tropfnass vom Meer. Unmöglich, aber so real, dass ich Salz und Apfelkaugummi riechen kann. So real, dass ich die Narbe an seinem linken Fuß sehe – ein längst verheiltes Schnitt von einer Glasscherbe am Strand. Er redet über die Traumfische: pures Silber, unbekannt und fort.

Ich taste in der Luft nach dem Traum, berühre stattdessen jedoch die Ohren von Cals Labrador Woof. Seit der Beerdigung folgt er mir

überallhin, eine lange schwarze Linie, die ich nicht abschütteln kann. Meist schläft er auf dem Fußende meines Betts oder im Türrahmen meines Zimmers, aber die letzten beiden Nächte hat er neben meinen gepackten Koffern geschlafen. Ich kann ihn nicht mitnehmen. »Du bist ein Meereshund.« Ich streiche ihm mit dem Finger über die Schnauze. »In der Stadt würdest du durchdrehen.«

Nach Träumen von Cal ist es vorbei mit dem Schlafen, deshalb klettere ich aus dem Fenster und gehe zum Strand. Der Mond ist drei viertel leer. Die Nacht ist so warm wie der Tag. Gran hat Ende letzter Woche gemäht und an meinen Füßen sammeln sich warme grüne Halme.

Zwischen unserem Haus und dem Wasser ist fast nichts. Nur die Straße, ein schmaler Streifen Gebüsch und dann Dünen. Die Nacht besteht nur aus Gewirr und Geruch. Salz und Baum; Rauch von einem Feuer weit hinten am Strand. Und auch aus Erinnerung. Sommerschwimmen und Nachtspaziergänge, die Suche nach Feigenschnecken und Schleimfischen und Seesternen.

Drüben beim Leuchtturm ist die Stelle, wo der Schnabelwal gestrandet ist: ein Riese von sechs Metern, die rechte Seite seines Kopfes auf dem Sand, das eine sichtbare Auge offen. Später standen eine Menge Leute drum herum – Wissenschaftler und Einheimische, die ihn studierten und bestaunten. Doch am Anfang waren da nur Mum und Cal und ich, in der Kühle des frühen Morgens. Ich war neun Jahre alt, und mit seinem langen Schnabel sah er für mich so aus, als wäre er halb Meereswesen, halb Vogel. Ich wollte so gerne das Wasser erforschen, aus dem er gekommen war, und die Dinge, die er vielleicht gesehen hatte. Cal und ich suchten den ganzen Tag in Mums Büchern und im Internet. *Der Schnabelwal zählt zu den am wenigsten erforschten Meereswesen*, schrieb ich in mein Tagebuch. *Er lebt in solchen Tiefen, dass der Druck tödlich wäre.*

Ich glaube nicht an Geister und frühere Leben und Zeitreisen und das ganze seltsame Zeug, mit dem sich Cal so gerne beschäftigt hat. Aber jedes

Mal, wenn ich am Strand stehe, wünsche ich uns zurück – zu dem Tag mit dem Wal, zu dem Tag, als wir hierhergezogen sind, zu jedem beliebigen Tag, bevor er gestorben ist. Mit dem, was ich über die Zukunft weiß, wäre ich bereit. Ich würde ihn retten, wenn es so weit wäre.

Obwohl es schon so spät ist, sind bestimmt Leute von der Schule am Strand, deshalb gehe ich ein Stück weiter weg zu einer ruhigen Stelle. Ich setze mich in die Dünen, bedecke meine Beine bis zu den Hüften mit Sand und starre auf das Wasser. Es ist mit Mond übergossen, lauter silberne Flecken auf der Oberfläche.

Ich möchte reingehen und kann es nicht. Ich will am Strand sein und weit weg. Ich habe versucht zu schwimmen, ohne an den Tag zu denken, an dem Cal ertrunken ist, aber es geht nicht. Ich höre seine Worte. Ich höre seine Schritte im Sand. Ich sehe ihn eintauchen: ein langer, schmaler Bogen, der im Meer verschwindet.

Ich weiß nicht, wie lange ich schon hier bin, als ich Mum über die Dünen kommen höre; ihre Füße rutschen auf dem Sand. Sie setzt sich neben mich und zündet sich eine Zigarette an, schirmt sie gegen die Nacht ab.

Nach Cals Tod hat sie wieder angefangen zu rauchen. Sie und Dad hatten sich nach der Beerdigung hinter der Kirche versteckt. Ich stellte mich schweigend zwischen sie, nahm ihre freien Hände und wünschte mir, Cal hätte den seltsamen Anblick unserer rauchenden Eltern sehen können. Dad arbeitet seit der Scheidung vor zehn Jahren bei Ärzte ohne Grenzen. Mum unterrichtet Naturwissenschaften an der Highschool hier in Sea Ridge. Beide haben unser Leben lang Zigaretten als »Sargnägel« bezeichnet.

Wir schauen aufs Wasser. Mum geht auch nicht mehr rein, aber wir treffen uns jeden Abend am Flutsaum. Sie war diejenige, die Cal und mir das Schwimmen beigebracht hat: wie man das Wasser umfasst, wie man

es zurückschiebt und seinen Fluss kontrolliert. Es war Mum, die uns gesagt hat, wir sollten keine Angst haben. »Aber schwimmt nie alleine«, sagte sie und abgesehen von dem einen Mal haben wir das auch nie getan.

»Hast du alles gepackt?«, fragt sie und ich nicke.

Morgen verlasse ich Sea Ridge und fahre nach Gracetown, einem Vorort von Melbourne, wo meine Tante Rose lebt. Ich bin bei der Abschlussprüfung durchgerasselt, und da ich nicht vorhabe, es nächstes Jahr noch mal zu versuchen, und nicht weiß, was ich hier mit mir anfangen soll, hat Rose mir einen Job im Café des St. Albert's Hospital besorgt, wo sie als Ärztin arbeitet.

Cal und ich sind in Gracetown aufgewachsen. Wir sind vor drei Jahren nach Sea Ridge gezogen, als ich fünfzehn war. Gran brauchte Hilfe, und wir wollten nicht, dass sie das Haus verkauft. Wir haben seit unserer Geburt sämtliche Sommer- und Winterferien bei ihr verbracht, deshalb war Sea Ridge wie ein zweites Zuhause für uns.

»Der Highschool-Abschluss ist nicht alles«, sagt Mum.

Vielleicht nicht, aber vor Cals Tod hatte ich mein Leben bis ins kleinste Detail durchgeplant. Ich hatte Supernoten und war glücklich. Ich wollte Ichthyologin werden und Fische wie den Schnabelwal erforschen. Ich wollte Joel, Reisen, Uni, Freiheit.

»Es kommt mir so vor, als hätte das Universum Cal betrogen und uns gleich mit«, sage ich.

Vor Cals Tod hätte Mum mir ruhig und sachlich erklärt, dass das Universum sämtliche existierende Materie und sämtlichen existierenden Raum umfasst, mit einem Durchmesser von zehn Milliarden Lichtjahren, Galaxien und Sonnensystemen, Sternen und Planeten. Und dass nichts davon in der Lage ist, jemanden zu betrügen.

Jetzt zündet sie sich eine neue Zigarette an. »Hat es auch«, sagt sie und bläst den Sternen Rauch ins Gesicht.



das Geräusch umgeblätterter Seiten

HENRY

Ich liege zusammen mit Amy in der Ratgeberecke von Howling Books. Wir sind allein. Es ist Donnerstagabend, zehn Uhr, und um ehrlich zu sein: Ich habe gerade einen ziemlich unpassenden Ständer. Das liegt nicht nur an mir, mein Körper entwickelt da manchmal ein seltsames Eigenleben.

Normalerweise ist das die Zeit und der Ort, wo Amy und ich uns küssen. Das ist die Zeit, wo unsere Herzen außer Atem geraten und sie neben mir liegt, warmhäutig und witzig, und mich wegen meiner zerzausten Haare aufzieht. Es ist die Zeit, wo wir über die Zukunft reden, die für mich noch vor einer Viertelstunde absolut gebucht und bezahlt war.

»Ich will Schluss machen«, sagt sie, und zuerst denke ich, es soll ein Witz sein. Vor nicht mal zwölf Stunden haben wir uns genau hier geküsst. Und noch eine ganze Menge anderer netter Sachen gemacht, denke ich, als sie mich anstupst.

»Henry? Sag was.«

»Was denn?«

»Keine Ahnung. Was du denkst.«

»Ich denke, dass das hier total unerwartet und ziemlich scheiße ist.« Ich setze mich mühsam auf. »Wir haben Flugtickets. Nicht erstattungsfähige und nicht umtauschbare Flugtickets für den 12. März.«

»Ich weiß, Henry.«

»Wir fliegen in *zehn* Wochen.«

»Jetzt reg dich nicht auf«, sagt sie, als wäre ich derjenige, der spinnt. Vielleicht spinne ich wirklich, aber ich habe immerhin meine gesamten Ersparnisse auf den Kopf gehauen, um ein Rund-um-die-Welt-Ticket mit sechs Zwischenstopps zu kaufen: Singapur, Berlin, Rom, London, Helsinki, New York. »Wir haben eine Versicherung abgeschlossen und uns Pässe besorgt. Wir haben Reiseführer und diese kleinen Kissen fürs Flugzeug gekauft.«

Sie kaut rechts auf ihrer Unterlippe herum und ich versuche mit aller Kraft und völlig erfolglos, nicht daran zu denken, sie zu küssen.

»Du hast gesagt, du liebst mich.«

»Das tue ich auch«, sagt sie, und dann fängt sie an, Liebe in all ihre kursivierten Feinheiten zu zerlegen. »Ich bin halt nur nicht in dich *verliebt*. Obwohl ich's versucht habe. Ich hab mir *wirklich* Mühe gegeben.«

Das dürften wohl die deprimierendsten Worte in der Geschichte der Liebe sein. *Ich hab mir wirklich Mühe gegeben, dich zu lieben.*

Ich sollte sie bitten zu gehen. Ich sollte sie daran erinnern, dass wir, als wir die Tickets gebucht haben, eine Abmachung hatten, einen Pakt, eine feste Vereinbarung, dass sie nicht wieder mit mir Schluss machen würde. Ich sollte sagen: »Weißt du was? Ich will gar nicht mit dir fliegen. Ich will die Länder, in denen Dickens geschrieben hat, in denen Karen Russell und Junot Díaz und Balli Kaur Jaswal immer noch schreiben, nicht mit einem Mädchen bereisen, das *sich wirklich Mühe gibt, mich zu lieben.*«

Aber ich Idiot bin nun mal Optimist und ich will diese Länder mit ihr bereisen, also sage ich: »Falls du deine Meinung änderst, weißt du ja, wo ich wohne.« Zu meiner Verteidigung muss ich sagen, dass wir schon seit der Neunten immer wieder mal zusammen waren; sie hat mich schon öfter sitzen lassen und ist wieder zurückgekommen, deshalb gibt mir die Vergangenheit Grund zur Hoffnung.

Wir liegen in der Ratgeberecke, einem Raum ganz hinten im Laden, ungefähr so groß wie ein Kleiderschrank. Der Platz reicht gerade für zwei nebeneinanderliegende Leute.

Sie kommt nur hier raus, indem sie über mich drüberklettert, und so vollführen wir unseren seltsamen Pas de deux, als sie aufsteht, eine Art sanften Entwirkungskampf. Einen Moment lang schwebt sie über mir, ihre Haare kitzeln meine Haut, und dann beugt sie sich herunter und küsst mich. Es ist ein langer Kuss, ein guter Kuss, und solange er dauert, wage ich die Hoffnung, dass er vielleicht so gut ist, dass sie ihre Meinung ändert.

Doch dann steht sie auf, zupft ihren Rock zurecht und winkt mir verhalten und traurig zu. »Mach's gut, Henry«, sagt sie. Und dann geht sie und lässt mich da liegen, auf dem Fußboden der Ratgeberecke – ein toter Mann. Einer mit einem nicht erstattungsfähigen, nicht umtauschbaren Weltreiseticket.

Irgendwann krieche ich aus der Ratgeberecke hinaus und schleppe mich zum Literatursofa, der langen blauen Samtliege vor dem Regal mit den Klassikern. Ich schlafe kaum noch oben. Ich mag das staubige Rascheln der nächtlichen Buchhandlung.

Ich liege hier und denke an Amy. Ich gehe die letzte Woche durch, Stunde um Stunde, und versuche herauszufinden, was sich zwischen uns verändert hat. Aber ich bin noch derselbe, der ich vor sieben Tagen war. Ich bin derselbe wie in der letzten Woche und der davor. Ich bin derselbe, der ich an dem Morgen war, als wir uns kennengelernt haben.

Amy kam von einer Privatschule drüben auf der anderen Seite des Flusses. Sie zog auf unsere Seite der Stadt, nachdem die Buchhaltungsfirma von ihrem Dad Stellen gestrichen hatte und er sich einen neuen Job suchen musste. Sie zogen in eines der neuen Mietshäuser an der Green Street, nicht weit von unserer Schule.

In ihrem neuen Zimmer konnte Amy den Verkehr hören und die Toilettenspülung ihrer Nachbarn. In ihrem alten Zimmer konnte sie Vögel hören. Diese Sachen erfuhr ich, bevor wir zusammen waren, in kurzen Gesprächen auf dem Heimweg von Partys, im Englischunterricht, beim Nachsitzen, in der Bibliothek oder wenn sie am Sonntagnachmittag im Buchladen vorbeischaute.

Bei unserer ersten Begegnung erfuhr ich oberflächliche Dinge – sie hatte lange rote Haare, grüne Augen und helle Haut. Sie roch blumig. Sie trug Kniestrümpfe. Sie saß alleine an einem Tisch und wartete darauf, dass sich Leute zu ihr setzten. Was sie auch taten.

In unserer ersten gemeinsamen Englischstunde saß ich vor ihr und hörte, wie sie sich mit Aaliyah unterhielt. »Wer ist das?«, hörte ich sie fragen. »Henry«, antwortete Aaliyah. »Witzig. Schlau. Süß.«

Ich winkte nach hinten, ohne mich umzudrehen.

»Und ein Lauscher«, fügte Amy hinzu und trat leicht gegen die Lehne meines Stuhls.

Offiziell sind wir erst in der Zwölften zusammengekommen, aber zum ersten Mal geküsst haben wir uns in der Neunten. Das war, nachdem wir im Englischunterricht Ray Bradburys Kurzgeschichten durchgenommen hatten. Wir hatten »Die letzte Nacht der Welt« gelesen, und da kam unsere Stufe auf die Idee, dass wir auch alle eine Nacht so verbringen sollten, als wäre sie unsere letzte, und das tun, was wir täten, wenn die Apokalypse tatsächlich bevorstünde.

Als der Direktor hörte, was wir vorhatten, verbot er es uns; das mit der Apokalypse sei gefährlich. Also machten wir das Ganze heimlich.

In den Schränken tauchten Flugblätter auf, in denen das Ende für den 12. Dezember angekündigt wurde, den letzten Schultag. An dem Abend sollte bei Justin Kent zu Hause eine Party steigen. *Überlegt euch, was ihr tun wollt* stand auf den Zetteln. *Das Ende ist nah.*

Am Abend vor dem Ende blieb ich lange wach und versuchte Amy einen perfekten Brief zu schreiben, der sie überzeugen würde die letzte Nacht mit mir zu verbringen. Als ich zur Schule ging, steckte ich ihn ins äußerste Fach meiner Tasche. Obwohl ich ahnte, dass ich mich nicht trauen würde ihn ihr zu geben, hoffte ich, dass ich es vielleicht doch schaffte.

Ich hatte damals eine tolle beste Freundin namens Rachel, die ich jetzt nicht mehr habe, obwohl ich nicht so richtig weiß, warum, und mein Plan war, die letzte Nacht mit ihr zu verbringen, sofern nicht ein Wunder geschah und Amy in den Bereich des Möglichen rückte.

An dem Tag hörte im Unterricht keiner mehr zu. Überall gab es kleine Anzeichen, dass das Ende bevorstand. Zeichen, die die Lehrer nicht sahen, aber wir. In unserem Aufenthaltsraum hatte jemand alle Zettel am Pinnbrett verkehrt herum aufgehängt. In die Tür zum Jungenklo hatte jemand von innen DAS ENDE geritzt. Als ich meinen Schrank aufmachte, fand ich dort einen Zettel, auf dem *Noch ein Tag* stand, und da fiel mir auf, dass sich niemand Gedanken darüber gemacht hatte, wann die Welt denn nun genau untergehen würde. Um Mitternacht? Bei Sonnenaufgang?

Während ich noch darüber nachdachte, drehte ich mich um und sah, dass Amy neben mir stand. Der Brief war in meiner Tasche, aber ich traute mich nicht, ihn ihr zu geben. Stattdessen hielt ich den Zettel hoch – *Noch ein Tag* – und fragte sie, was sie mit der Zeit anfangen wollte, die ihr noch blieb.

Sie musterte mich eine Weile und dann sagte sie: »Ich dachte, du würdest mich vielleicht fragen, ob ich sie mit dir verbringen will.« Es waren mehrere Leute im Flur, die das mitbekamen, und niemand konnte mein Glück fassen, ich selbst am wenigsten.

Amy und ich beschlossen, dass das Ende bei Sonnenaufgang sein sollte, also laut Wetterkanal um 5.50 Uhr. Wir trafen uns um 17.50 Uhr an der Buchhandlung, genau zwölf Stunden vorher. Von dort aus gingen wir zum Abendessen zum Shanghai Dumplings. Gegen neun zogen wir weiter zu

Justins Party, und als es uns zu laut wurde, gingen wir zum Benito Building und fuhren mit dem Aufzug ganz nach oben – an den höchsten Punkt von Gracetown.

Wir setzten uns auf meine Jacke und schauten auf die Lichter, und da erzählte mir Amy von der neuen Wohnung, wie klein die Zimmer waren und dass sie das Vogelgezwitscher vermisste. Erst Jahre später erzählte sie mir die Sache mit ihrem Dad, dass er seinen Job verloren hatte, und wie schrecklich es gewesen war, ihn weinen zu hören. An dem Abend deutete sie die Probleme ihrer Familie nur an. Ich bot ihr an, in den Laden zu kommen, wenn sie mal rausmüsste. Wenn sie sich in den Lesegarten setzte, würde sie vielleicht sogar Vögel hören. Und ich sagte ihr, dass das Geräusch umgeblätterter Seiten überraschend tröstlich war.

Da küsste sie mich, und obwohl wir erst Jahre später richtig zusammenkamen, fing in dem Moment etwas an. Manchmal, wenn sie am Ende einer Party allein war, küssten wir uns wieder. Die anderen Mädchen wussten, dass ich zu ihr gehörte, selbst wenn Amy zu der Zeit mit einem anderen Typen zusammen war.

Und dann, eines Abends in der Zwölften, wurde daraus etwas Festes. Amy kam zur Buchhandlung. Es war schon spät und der Laden war geschlossen. Ich saß am Tresen und lernte. Sie war damals mit einem Typen namens Ewan zusammen, der in ihrem alten Viertel zur Schule ging, aber an dem Nachmittag hatte er mit ihr Schluss gemacht. Sie brauchte jemanden, auf den sie sich verlassen konnte, für den Abschlussball. Und so stand sie um Mitternacht an der Ladentür, klopfte gegen die Scheibe und rief meinen Namen.



mit sanften Bleistiftmonden

RACHEL

Mum geht ins Haus zurück, aber ich bleibe mit Woof am Strand. Ich hole den Brief heraus, den ich mit mir herumtrage, seit ich mich entschieden habe wieder in die Stadt zurückzugehen – den letzten Brief, den Henry mir geschickt hat. Ich habe ihn, zusammen mit all den anderen von ihm, in einer Schachtel hinten in meiner Sockenschublade aufbewahrt. Als ich nach Sea Ridge gezogen war, schrieb Henry mir ungefähr drei Monate lang jede Woche, bis er irgendwann begriff, dass wir nicht mehr befreundet waren.

»Ich denke nicht dran, ihm zurückzuschreiben, solange er mir nicht die Wahrheit erzählt«, sagte ich jedes Mal, wenn ein Brief kam, zu Cal, und jedes Mal starrte Cal mich an, ganz ernst hinter seiner Brille, und sagte so was wie: »Das ist Henry. Dein bester Freund. Der Henry, der uns damals geholfen hat das Baumhaus zu bauen. Der uns Bücher geschenkt hat. Der uns beiden in Englisch geholfen hat. *Henry*.«

»Du hast das mit dem Mistkerl vergessen«, erinnerte ich ihn dann. »Der Henry, der ein Mistkerl ist.«

Bis zum Anfang der Neunten war es nicht so schlimm, dass ich Henrys beste Freundin und außerdem in ihn verliebt war. Er hat sich immer wieder mal in andere Mädchen verguckt, aber nie irgendwas

unternommen, und es hielt auch nie lange an, und ich war immer noch diejenige, mit der er zusammensaß und die er spät abends anrief.

Aber dann kam Amy. Sie hatte lange, rote Haare und diese unglaublich helle Haut ohne eine einzige Sommersprosse. Ich bin von oben bis unten übersät von all den Sommern am Strand. Und klug war Amy auch noch. Wir haben uns in dem Jahr beide um den Mathepreis beworben und sie hat gewonnen. Ich bekam den Biologiepreis. Und sie bekam Henry.

Sie hatte es mir vorher gesagt, am letzten Tag der Neunten, vor den Sommerferien. Wir hatten in Englisch den Autor Ray Bradbury durchgenommen. In einer von seinen Geschichten ging es um ein Paar in der letzten Nacht der Welt, und irgendwer war auf die Idee gekommen, wir sollten uns alle vorstellen, es wäre *unsere* letzte Nacht. Im Grunde war es nur ein Vorwand, um sich zusammenzutun; ein Freifahrtschein, um demjenigen, in den man verliebt war, zu sagen, dass man in ihn verliebt war. Ich hatte nicht vor, es Henry zu sagen, aber da es außerdem meine letzte Nacht vor dem Umzug war, hatte er gemeint, wir sollten sie zusammen verbringen.

»Du magst ihn«, sagte Amy an dem Morgen und sah mich im Spiegel des Waschraums an.

Henry und ich hatten uns ein paar Jahre davor auf dem Pausenhof der Grundschule kennengelernt. Er hatte *Die Entdeckung des Hugo Cabret* gelesen, ein wunderschönes Buch mit sanften Bleistiftmunden. An unser erstes Gespräch kann ich mich nicht erinnern, aber ich erinnere mich an die, die danach kamen: über Bücher, Planeten, Zeitreisen, Küsse, Geister, Träume. Ich wusste alles, was es über Henry zu wissen gab. *Mögen* traf es nicht mal im Ansatz.

»Er ist mein bester Freund«, sagte ich zu Amy.

»Tja, ich werde ihn fragen«, erwiderte sie.

Ich wusste, was sie meinte, und sagte ihr, dass er die Nacht mit mir verbringen würde.

Nachmittags teilte Henry mir mit, dass er ihr zugesagt hatte. Wir lagen hinter der Schule im hohen Gras und sahen den Insekten zu, wie sie auf den Sonnenstrahlen skateten. »Wenn es dir wirklich so viel ausmacht, kann ich hingehen und wieder absagen«, meinte er. Dann kniete er sich vor mich hin und machte Bittebitte.

Ich schloss die Augen und sagte, es sei schon okay.

»Was hätte ich denn sonst sagen sollen?«, fragte ich Lola abends. »Ich liebe dich schon ewig, und wenn es zwei Leute gibt, die *definitiv* die letzte Nacht der Welt zusammen verbringen sollten, dann sind wir es, Henry und Rachel?«

»Wieso nicht?«, entgegnete sie. Sie saß im Schneidersitz auf meinem Bett und aß Schokolade. »Im Ernst, warum sagst du ihm nicht einfach: *Du*, mein Freund, bist derjenige, den ich küssen will, und ich glaube, wir würden super zusammenpassen, und diese Amy hat die merkwürdige Angewohnheit, sich stundenlang im Spiegel des Waschrums zu bewundern?«

Ich machte mir nicht die Mühe zu antworten. Lola war *Lola Hero*, das Mädchen, das Songs schrieb und Bassgitarre spielte, das Mädchen, das alle möglichen Leute nannten, wenn man sie fragte, wer sie gerne sein würden. Wenn ihr ein Mädchen gefiel, fragte sie sie sofort, ob sie was mit ihr unternehmen wollte. Die Liebe, über die sie schrieb, war nicht die Sorte Liebe, die Leute wie ich erlebten.

Warum nicht? »Weil ich mich nicht gerne gnadenlos blamiere.«

Doch gegen elf, als wir uns durch eine Packung Eiscreme, zwei Tafeln Schokolade und eine Tüte Marshmallows gefuttert hatten, überkam mich ein Anfall von Wahnsinn. Ich beschloss in die Buchhandlung einzusteigen und einen Liebesbrief an Henry in der Briefbibliothek von Howling Books zu hinterlegen.

An dem Abend erschien mir meine Welt zu klein. Ich hatte Henry gegenüber noch nicht mal angedeutet, dass ich ihn mochte, aber jetzt, wo

die Uhr tickte, war es plötzlich das Wichtigste, was ich noch tun musste, bevor sie ablief, und die Briefbibliothek war der perfekte Ort dafür.

Die Briefbibliothek ist eine Abteilung mit Büchern, die nicht zu verkaufen sind. Kunden können darin lesen, aber sie können sie nicht mit nach Hause nehmen. Sie können Lieblingswörter oder -sätze umkringeln und Kommentare an den Rand schreiben. Und sie können in den Büchern Briefe an andere hinterlegen, die auch zum Lesen dorthin kommen.

Henry liebt die Briefbibliothek. Und seine ganze Familie auch. Ich habe nicht so recht verstanden, wozu es gut sein soll, irgendwem einen Brief in ein Buch zu legen. Die Chancen, eine Antwort zu kriegen, sind doch viel größer, wenn du demjenigen eine Mail schickst. Henry meinte immer, wenn ich die Briefbibliothek nicht verstehe, könne er sie mir auch nicht erklären. Das sei etwas, das man instinktiv begreifen müsse.

Die Buchhandlung hatte keine Alarmanlage, und das Schloss vom Klofenster, das zur Charmer Street hinausging, war kaputt. Lola und ich kletterten hinein und lauschten einen Moment, um sicher zu sein, dass niemand im Laden war.

Es war dunkel, aber die Straßenlaterne spendete genug Licht, um sich zurechtzufinden. Ich hatte den Brief zu Hause geschrieben, bevor wir losgegangen waren, und meine Hände hatten dabei gezittert. Es war im Wesentlichen *Ich liebe dich*, mit einem Hauch von *Scheiß drauf* – laut Lola der perfekte Liebesbrief.

Ich überließ nichts dem Zufall und legte ihn nicht in ein Buch, das er nie las, sondern in T. S. Eliots *Gesammelte Gedichte*. Ich war sogar noch wagemutiger und legte ihn zwischen die Seiten mit seinem Lieblingsgedicht: »J. Alfred Prufrocks Liebesgesang«.

Dann beschloss ich, wenn ich das hier schon machte, dann richtig, und schlich leise hoch in Henrys Zimmer. Er war noch mit Amy unterwegs, aber das Buch, das er gerade las, lag auf dem Bett, die Seite, auf der er war, markiert durch eine umgeknickte Ecke. Ich legte einen Zettel hinein:

Schau heute Nacht noch in den T. S. Eliot – Rachel.

Lola und ich kletterten durch das Klofenster wieder hinaus und lachten, als wir draußen waren. Es war ein heißer Tag gewesen, aber jetzt waren die Straßen nass vom Regen. »Das ist das Ende«, dachte ich, aber ich meinte damit nicht das Ende der Welt, sondern das Ende von Henry und mir. Ich stellte mir den Moment vor, wenn er den Brief las und nichts mehr so war wie zuvor. Wir würden eine andere Rachel, ein anderer Henry sein. Ich sah ein Paar auf der anderen Straßenseite, das sich küsste, John und Clara aus der Schule, und spürte, wie der Regen auf meiner Haut zischte.

Wir winkten uns ein Taxi herbei und setzten erst Lola ab. Als ich schließlich zu Hause ankam, checkte ich alle paar Minuten mein Handy. Ich stellte mir Henrys Stimme vor und wie sie mit dem Wissen von mir darin wohl klingen würde. Irgendwann schlief ich ein.

Gegen drei weckte mich Lola und fragte, ob er sich gemeldet hatte. Hatte er nicht. Er hatte sich auch nicht gemeldet, als wir am nächsten Morgen um neun aufbrachen. Um zehn, als wir auf dem Weg nach Sea Ridge waren, schickte er mir eine SMS: *Sorry, hab verschlafen!! Ruf dich nachher an.*

Henry benutzt keine Ausrufezeichen, dachte ich, während ich darauf starrte. Er mag ihren Anblick nicht, es sei denn, sie bedecken eine ganze Seite, dann sehen sie aus wie Regen. Ganz besonders hasst er es, wenn jemand zwei hintereinander verwendet, und in dem Moment verstand ich, warum. Zwei zeigen, dass jemand sich zu sehr bemüht. Zwei sind verlogen.

Amy liebt Ausrufezeichen. Ich habe mal eine Kurzgeschichte von ihr gelesen, und sie hat sie jedes Mal benutzt, wenn jemand etwas sagte. Die SMS war von ihr. Ich stellte mir vor, wie sie meinen Brief über Henrys Schulter hinweg las und zu ihm sagte: »Tu so, als hättest du ihn nie bekommen. Sie zieht doch eh weg.«

Henry hat meinen Brief und das, was darin stand, nie erwähnt, kein einziges Mal. Seine Briefe waren voll von Amy. Ich habe bei jedem so getan, als hätte ich ihn nie bekommen.

Henry weiß das mit Cal nicht. Wenn er es gehört hätte, wäre er auf jeden Fall zur Beerdigung gekommen. Aber ich habe es ihm nicht gesagt und Mum auch nicht. Rose muss jedes Mal weinen, wenn sie darüber spricht, und sie weint nie in der Öffentlichkeit. Cal war nicht auf Facebook. Er hatte einen Account, aber es interessierte ihn nicht.

Tim Hooper, sein bester Freund aus Gracetown, war ein paar Monate vor Cals Tod nach Westaustralien gezogen, deshalb schickte ich ihm einen Brief, als es passierte. Ich brauchte ihm nicht zu sagen, dass er es nicht auf Facebook & Co. posten sollte, dass ich die Vorstellung nicht ertrug, wie irgendwelche Leute Kommentare darüber abließen. Tim wusste es einfach.

»Früher hat Henry oft gesagt, wir wären uns so nah, dass wir uns mittels Telepathie unterhalten könnten«, sage ich zu Woof und der Nacht um mich herum. Ich lese nur den Anfang des Briefes, dann falte ich ihn wieder zusammen, mache ein großes Loch in den Sand und vergrabe ihn darin.

Liebe Rachel,

da du nie schreibst, muss ich wohl annehmen, dass du mich vergessen hast. Ich erinnere dich noch mal an den Blutschwur, den wir in der Dritten abgelegt haben.

A vertical, wavy, textured grey line on a white background. The line starts at the top, curves to the right, then to the left, then to the right again, and finally tapers into a frayed, fibrous end at the bottom. The texture is reminiscent of a woven fabric or a thick, fibrous material.

gebrauchte Bücher sind voller Geheimnisse

